



Meine Sprache und Ich (1978) Ilse Aichinger

Meine Sprache ist eine, die zu Fremdwörtern neigt. Ich suche sie mir aus, ich hole sie von weit her. Es ist aber eine kleine Sprache. Sie reicht nicht weit. Rund um, rund um mich herum, immer rund um und so fort. Wir kommen gegen unseren Willen weiter. Zur Hölle mit uns, sage ich ihr manchmal. Sie dreht sich, sie antwortet nicht, sie läßt uns geschehen. Manchmal tauchen Zöllner auf. Ihre Ausweise? Wir passieren, sie lassen uns passieren. Meine Sprache hat nichts gesagt, aber dafür ich, ich habe dienstefrig genickt, ich habe ihnen die Freude getan. Einer und etwas um ihn herum, unverdächtig. Aber was das war? Eine Spiralfeder. Nein, Dampf. Um jeden ist etwas herum, weißt du das nicht? Die armen Jungen, sie tun mir ehrlich leid. Ja, ehrlich. Jetzt faselst du. Was tut dir an denen leid? Was tut dir denn leid? Jung und sonst nichts, was soll einem da leid tun? Das wächst sich aus, das ist unausbleiblich. Erstarrt und wird mächtig groß. Während wir in der Tinte bleiben, uns abrackern, immer mehr abrackern und dabei die Vergnügten spielen. Und dabei das Vergnügen verlieren. Ehrlich. Wer ist das, der das sagt? Ich. Da muß ich lachen. Das erinnert mich immer an den, der ich sagte, als er zu spät ins Haus wollte. Ich bin draußen, ich, ich. An den erinnert mich das, was war er nur von Beruf? Hausmeister, glaube ich, ja, Hausmeister. Hast du Hunger? Ich schon. Aber ich habe so eine Art, immer einen Hunger auszulassen. Erst einen, dann zwei, dann drei. Aber dann kommt eine Mahlzeit, das sage ich dir. Da bleibt nichts weg, da kommt alles auf den Tisch, alles vor mich hin. Da tummeln sie sich, rund um mich herum, da habe ichs dann. Schläfrig? Dann schlaf eben, schlaf nur. Ich schaue für dich.

Da sitze ich dann mit meiner Sprache, nur drei Meter von denen entfernt, die so reden. Aber wir sind durch, wir haben passiert, wir können uns niederlassen, wenn wir atemlos sind. Öde Flecken genug, eine Decke darauf, die Sonne scheint überall. Meine Sprache und ich, wir reden nicht miteinander, wir haben uns nichts zu sagen. Was ich wissen muß, weiß ich, kalte Küche ist ihr lieber als warme, nicht einmal der Kaffee soll heiß sein. Das beschäftigt einen schon. Das hat man zu tun, zu decken, aufzuschneiden, die Kälte zu messen, die Wärme vergehen zu lassen. Während sie aufs Meer starrt. Meine Sprache hat es leicht zu starren, weil ich alles tue. Ich überstürze mich nicht, wie zu Beginn, ich streife die Decke ruhig glatt, ich

beschwere sie ruhig mit Steinen, wenn es windig wird, aber es ist wahr: ich arbeite und sie starrt. Sie äußert nicht einmal Wünsche. Das wäre nicht das Äußerste, was man von ihr verlangen könnte, aber es wäre doch etwas. Eine gute Sache, ein Dienst an mir, eine Art, mich voranzubringen. Aber daran liegt ihr nichts, gar nichts, so viel habe ich schon heraus. Sie starrt nur oder horcht auf die Brandung, meine Sprache. Wir sind immer in Meeresnähe, dafür Sorge ich. Ich, nicht sie. Ich möchte wissen, was mit ihr geschähe, wenn ich einmal landeinwärts ginge, einfach einböge wie andere Leute auch, uns einen Steintisch zwischen den Mudeln suchte, gehobelte Kiefern. Wie sie sich dann verhielte, ob sie mitkäme? Der Küstenwind ist schlecht für meine Ohren, das weiß ich. Manchmal beginne ich zu singen oder mit den Bestecken zu klappern, es wird leiser. Obwohl man bei unserer Küche nur wenige Bestecke braucht, hole ich sie hervor, auch Teller und Gläser. Ich nehme ein Messer und lasse es vorsichtig auf einen Teller fallen, immer aus derselben Entfernung. Es wird seit fünf Wochen leiser. Vor kurzem versuchte ich es einmal, das Messer von etwas höher auf den Teller fallen zu lassen. Es schlug laut auf, ich hörte es deutlich, aber der Teller zerbrach. Meine Sprache blieb ruhig, den Blick aufs Meer geheftet, wie ich glaube immer auf dieselbe Stelle. Sie scheint mir das Gegenteil gewisser Bilder zu sein, deren Blicke einem überallhin nachgehen. Ihr Blick geht keinem nach. Seeungeheuer und Fischkutter wären gleichmäßig an ihr verloren, es kommen auch keine. Ich breite dann unsere kalte Mahlzeit aus, gieße den kalten Kaffee ein, aber vergeblich. Ich habe unsere Decke sorgfältig gedeckt, oft sogar eine Strandblume in die Mitte gelegt, oder neben ihr Gedeck. Sie wendet sich nicht um. Ich nehme ihr Gedeck und lege es vor sie hin, zwischen sie und den Gischt. Meine Freude ist weg, die Gehörprobe hat mir den Mut genommen, das Meer ärgert mich. Meine Sprache hatte früher einen lila Schal, aber er ist weg. Ich fürchte, daß wir uns hier die Gesundheit verderben. Wenn meine Sprache die Stimme verliert, hat sie einen Grund mehr, das Gespräch mit mir sein zu lassen. Während ich sie noch wispernd und hustend mit Fragen und Angeboten überhäufe. Der lila Schal stand ihr gut, er verdeckte ihren zu langen Hals und gab ihrer unausgesprochenen Erscheinung zugleich Sanftmut und Entschiedenheit. Das ist alles dahin. Sie stellt auch den Kragen nicht auf. So wie sie jetzt ist, erinnert sie mich manchmal an einen ausgewachsenen Schwan, aber so matt in den Farben, als hätte er das Wachstum noch vor sich. Sie sollte sich nichts einbilden. Aus der Ferne höre ich die Stimmen der Zöllner. Sie reden und reden, wenigstens der eine spricht immer. Es war nicht meine Idee, uns so nahe der Zollhütte niederzulassen, aber meine Sprache war nicht weiterzubringen. Das vierte Land ist zu Ende, schrie ich ihr ins Ohr, da drüben ist schon das fünfte. Sie folgte mir widerwillig, nicht weiter als hierher. Wir könnten ebensogut Zöllner sein. Von denen spricht auch immerfort nur einer, vom Essen und von der Jugend, der andere schläft. Oder star-

rt durch die Scheiben herüber wie jetzt. Vorhin schlief er, während ich nach den Ausweisen suchte. Die überlasse ich meiner Sprache nicht mehr, seit sie den Schal verloren hat, die sind bei mir.

Denen ist langweilig da drüben. Oder wir sind ihnen verdächtig. Meine Sprache ist ihnen verdächtig, nicht ich. Ich bin normal, ich esse und trinke, und wenn ich das Messer auf den Teller fallen lasse, sieht es auf diese Entfernung nicht nach einer Gehörprobe aus, es sieht nach Ungeschick aus, und danach darf es aussehen. Bleiben wir aber noch eine Weile hier, so wird es nicht mehr nach Ungeschick aussehen, sondern nach Absicht. Spräche meine Sprache zu mir, so hätte ich diese Art von Gehörprobe nicht nötig, aber sie tut nur wenig dazu, um uns unverdächtig zu erhalten. Mich wenigstens, es müßte ihr mehr an mir liegen, schon lange. Ich habe sie im Verdacht, daß ihr nur an sich selbst liegt. Oder nichts an sich selbst. Oder beides, das trifft sich. Was ich ihr vorgesetzt habe, hat sie nicht berührt, sie läßt es vom Gischt einsalzen. Jeder wie er will. Ich halte mich daran. Ich kann auch andere für die meinen halten. Ich kann Zollkoch werden, Zollunterhalter, Zöllner. Die beiden da drüben werden nicht liegenlassen, was ich ihnen vorsetze. Wir werden vom Zoll reden, von Zollgütern, Silber und Blei und ähnlichem. Von Kartenspielen, ich kenne auch Kartenspiele. Und von meiner Sprache, die sich, wie ich vermute, von hier nicht mehr wegrühren wird. Von ihrer eingesalzenen Mahlzeit, ihrem grauen Blick. Ich werde tun, was ich für sie tun kann. Die Unterhaltung allein wird ihr helfen, das Gespräch über sie, die Beobachtungen, die sich wiederholen. Man wird mit der Zeit nichts mehr von ihr wollen. Und ich werde das meinige dazutun. Ich werde hier und dort einen Satz einflechten, der sie unverdächtig macht.